

Laudatio: Rheingau Literaturpreis 2023

Von Andreas Platthaus

Meine sehr verehrten Damen und Herren, vor allem aber liebe Katrin Schweitzer und lieber Arno Geiger,

ich möchte mit einem unartikulierten, aber semantisch wohldefinierten Geräusch beginnen: "Uhhhh!", zu finden auf Seite 31 in "Das glückliche Geheimnis", jenem Buch also, für das wir heute den Rheingau-Literaturpreis verleihen. Dieses kurze Zitat ist nicht eben das, was man gemeinhin bei Hochliteratur erwarten würde, aber setzen wir es doch einmal in den Kontext des Geschehens. Arno Geiger erzählt da von der Sehnsucht nach "der Farbigkeit des Lebens", die er als junger Autor verspürt habe: "Im Kino sahen wir farbige Filme: Pedro Almodóvar, Frauen am Rande des Nervenzusammenbruchs, Jane Campion, Das Piano, Wong Kar-Wai, Chungking Express. Diese Art Filme stand bei mir hoch im Kurs. So stellte ich mir das Leben vor. Uhhhh! Ich glaubte fest, dass es weitab von dem, was ich hinstümperte, echtes Leben gab." Und das war in seiner Vorstellung ein buntes, abseits der grauen Wirklichkeit, "die kannte ich aus meinem Elternhaus und hatte mir geschworen, ihr nach Möglichkeit aus dem Weg zu gehen". Doch nun, wir schreiben das Jahr 1993, hatte er gerade zehn Tagebücher einer Augenarztgattin gelesen – ihhhh! "Der Augenarzt ein Säufer mit ständigen Affären. Die Gattin macht ihm die Vorzimmerhilfe, was ihr mehr Kritik als Dank eintrug. Ohne es sich offen zuzugeben, war sie verliebt in einen Burgschauspieler, mit dem sie vor Premieren telefonierte. Und immer hatte sie entzündete Nagelbetten. Das war mir alles zu grau."

Arno Geiger war damals fünfundzwanzig Jahre alt und hatte schon zwei Romanmanuskripte in der Schublade, die vier beziehungsweise sechs Jahre danach zu seinen ersten beiden Buchveröffentlichungen werden sollten. Ahhhh! Aber der



Erfolg kam erst zwölf Jahre später mit dem vierten Roman, "Es geht uns gut", Gewinnertitel des ersten überhaupt verliehenen Deutschen Buchpreises, zugleich damit der ersten Auszeichnung, die Arno Geiger für eine seiner Publikationen erhielt. Zuvor hatte es zwar schon Förderpreise und Stipendien gegeben, aber für den Erfolg des Frühwerks im Buchhandel hatte das nichts bewirkt. "Es geht uns gut" dagegen verkaufte sich in der Nachfolge der Buchpreisverleihung millionenfach. Ohhhh!

Was aber war der Grund für diesen Erfolg? Ähhhh – und damit haben wir die gängige Vokalfolge unartikulierter Geräusche im deutschen Sprachgebrauch erfolgreich absolviert -, man muss sagen: gerade die Abkehr von der Idealvorstellung eines bunten Lebens, wie der junge Arno Geiger sie gehegt hatte. Nun war er siebenunddreißig, und er hatte eine Figur geschaffen, die zum ersten Mal die für sein Romanpersonal seitdem typische Charakteristik verkörperte. Es ist nicht Philipp Erlach, der Mittdreißiger-Hauptprotagonist des Buchs, sondern dessen Großmutter Alma, die im vorletzten Kapitel am Pflegeheimbett ihres altersdementen Mannes Richard sitzt und einen Monolog hält, in dem sie ihm erzählt, was in den letzten Wochen so alles passiert ist. Es ist der 9. Oktober 1989, wir sind also mitten im Zusammenbruch der kommunistischen Systeme, und just an diesem Abend wird jene heute berühmte Leipziger Montagsdemonstration stattfinden, die entgegen allen Erwartungen und Ankündigungen nicht blutig niedergeschlagen wurde, aber davon kann Alma noch nichts wissen, und so berichtet sie nach kurzen Blicken auf die große Politik (Ungarn, Ostberlin, Gorbatschow) und die kleine (Landtagswahlen in Vorarlberg) über einen Specht, der am Fallrohr der Nachbarn Gefallen gefunden hat, das Gemetzel an Blindschleichen und Fröschen beim letzten Rasenmähen, die Pannen bei der eigenen Imkerei oder auch den Wind, der ein Buch aus dem Regal geweht hat. Wenn ein Buch in Wien aus dem Regal fällt, ist das so, als wenn in China ein Sack Reis umfällt, könnte man sagen. Oder auch: Das ist der graue Alltag einer alten Frau. Die sich dann noch daran zurückerinnert, wie sie und Richard



zusammenfanden vor sechzig Jahren, die beiden gemeinsamen Kinder kamen, die aber jeweils weit vor der Zeit sterben sollten, und so schlängeln sich die Sätze dieses Monologs dahin, immer länger werdend, bis der letzte sich über mehr als vier Seiten erstreckt, und daraus hier nun nur ein winziger Auszug: "... ich bin so froh, dass ich mit meinen zweiundachtzig Jahren noch halbwegs klar denken kann, sei bloß nicht neidisch, der Zahn der Zeit findet auch an mir genug zu nagen, mehr als mir recht ist, all diese Wehwehchen, und speziell die ewige Müdigkeit, die macht mir am meisten zu schaffen, weißt du, dass immer alles viel mehr Zeit in Anspruch nimmt, als ich dafür veranschlage, was ich früher im Vorbeigehen erledigt habe, ist mittlerweile zu einer Prozedur geworden, als müsste ein ständiger Ausgleich stattfinden, je weniger es zu tun gibt, desto länger muss es dauern, damit meine Vollbeschäftigung erhalten bleibt, ein fleißiger Gaul wird nicht fett, kann sein, aber müde, ich sag's dir ..." und so weiter und so fort, und wer behauptete, dass wäre ein buntes Leben, den dürfte man farbenblind nennen.

Warum aber einen Roman so ausgiebig zitieren, der heute gar nicht prämiert wird? Weil das von uns ausgezeichnete "Glückliche Geheimnis" davon erzählt, wie Arno Geiger zu diesem seinen Schreiben fand. Es ist ein autobiographisches Buch, die atemraubende Selbstauskunft eines Schriftstellers, und das nicht etwa, weil darin das titelgebende Geheimnis gelüftet wird – das geschieht direkt im zweiten Satz, und der davor ist nicht etwa so lang wie der eben teilzitierte, sondern umfasst gerade einmal neun Worte: "Es gibt dunkle Geheimnisse, und es gibt glückliche Geheimnisse." Nein, die Faszination des jüngsten Buchs von Arno Geiger verdankt sich dem Ergebnis einer über lange Zeit hinweg geheimgehaltenen Tätigkeit. Auf die selbst wir jedoch niemals gespannt gewesen wären, weil sie ja geheimgehalten war. Aber wie ein Schriftsteller zu seiner Sprache findet, das ist ein reizvolles Rätsel für jeden Leser, zumal denen solcher Autoren, die sich im Schreiben gewandelt haben Und genau davon erzählt "Das glückliche Geheimnis".



Ich habe den Gegenstand des Geheimnisses nun schon deutlich länger hinausgezögert, als Arno Geiger es in seinem Buch tut, aber mehr als acht Monate nach dessen Erscheinen und wochenlangem Verbleib auf der Bestsellerliste dürfte es ja ohnehin fast jedem hier im Saal bekannt sein: Unser Preisträger durchstöberte ein Vierteljahrhundert lang regelmäßig die Altpapiercontainer von Wien und entnahm ihnen, was ihm brauchbar erschien. Zu Beginn dieser zufälligen, auf den Fund einer daneben abgestellten Bücherkiste zurückgehenden Tätigkeit war ihm das noch peinlich – der zentrale Begriff des ersten Kapitels ist die Scham, die der damals studierende Bürgersohn empfand bei der Vorstellung, jemand könnte ihm beim Abtauchen in den Abfall erkennen oder auch nur davon hören. Deshalb schwieg er darüber, obwohl ihm die Verkäufe seiner Fundstücke ein Einkommen sicherten, das er als Schriftsteller noch lange Jahre nicht erreichen sollte – und deshalb war es ein glückliches Geheimnis, auch wenn Arno Geiger mir vor ein paar Wochen schrieb, dass es zugleich etwas Hemmendes gehabt habe, "weil ich mich nicht ganz so frei, wie ich's mir gewünscht hätte, als Person hinstellen und sprechen konnte. Es liegt in meinem Naturell, etwas so Wesentliches, Verborgenes nicht einfach übergehen zu können." Es einfach offenzulegen, war aber auch keine Option. Dass es seit Beginn seiner Sammlertätigkeit im Müll dreißig Jahre dauerte, bis Geiger sie öffentlich machte, hat den Grund in deren Bedeutung für seine Arbeit.

Denn in den Altpapiercontainern fanden sich nicht nur Druckerzeugnisse von erstaunlichem Wert wie Inkunabeln, Holzschnitte oder Künstlerpostkarten, die Geiger in Auktionshäusern zu Geld machen konnte, oder gewöhnliche alte Bücher, die er selbst auf dem Flohmarkt verkaufte, sondern auch Handschriftliches: Korrespondenzen und Tagebücher, und wo am Anfang noch der Abscheu davor geherrscht hatte, wie wir am Beispiel der Diarien der Zahnarztgattin gehört haben, entstand mit zunehmender Menge an entsprechenden Funden auch immer mehr



Begeisterung für deren Authentizität. Mit den Worten Geigers aus "Das glückliche Geheimnis": "In vielen Briefen stieß ich auf eine beiläufige Offenheit, die mir gefiel, eine unverkrampfte Direktheit, die mich zuerst beeindruckte und schließlich mein Schreiben veränderte." Er nahm seit der Arbeit an "Es geht uns gut" den unverstellten Tonfall der Briefe und Tagebücher zum Vorbild, ohne sich aber der eigentlichen Lebensgeschichten ihrer Verfasser zu bedienen: "Die Handlung von Es geht uns gut", sagt Geiger, "ist fiktiv, alle Charaktere sind von mir erschaffen. Aber ohne die Impulse von außen würden viele Nuancen fehlen, das Gespür für die unterschiedlichen Zeit- und Sprachebenen, Unmengen an Alltagsdetails." Nur ein Beispiel dafür, das Geiger selbst, wie er mir jüngst versichert hat, gar nicht mehr bewusst war, es ihm vielleicht nie gewesen ist: Im "Glücklichen Geheimnis" führt er den von ihm im Altpapier aufgefundenen Brief einer Neunzehnjährigen aus den fünfziger Jahren als Beleg dafür an, dass es damals gar nicht so prüde zugegangen sei, wie wir es uns heute vorstellten. In diesem Schreiben heißt es: "Mein Busen ist oftmals recht traurig, dass er keine Küsse bekommt, und weil es sonst so langweilig ist, wächst er halt ein bisschen." In "Es geht uns gut" gibt es einen im Jahr 1955 angesiedelten Dialog zwischen dem jungen Liebespaar Ingrid und Peter, in dessen Verlauf er fragt: "Kann es sein, dass dein Busen in meiner Abwesenheit ein wenig gewachsen ist?" Und sie antwortet: "Vor lauter Langeweile wahrscheinlich." Die aufgefundenen Briefe machten also bei Geiger nicht nur Schule, sondern auch Text.

Seinen Wandel der Abfassung von "Es geht uns gut" fasst er so zusammen: "Mich erfasste ein Faible für den Alltag, der gar nicht so grau ist, wie ich gedacht hatte, nur dezenter koloriert als bei David Lynch. Ich begriff, dass das *echte Leben* gewöhnlich ist und trotzdem vielschichtig und dass auch ein vielschichtiger Satz gelassen formuliert sein kann. Es stellt erstaunlich hohe Ansprüche, einen schlüssigen Gedanken zu formulieren, der nicht in jeder Sekunde signalisieren will, wie bedeutend er ist. Das am wenigsten wichtige Stück des hochkulturellen Ballasts,



mit dem ich mich bisher getragen hatte, warf ich schrittweise ab: das sprachliche Auftrumpfen. Ich nahm mir vor, ein Künstler des Ungekünstelten zu werden." In "Alles über Sally", dem Nachfolgeroman zu "Es geht uns gut", war dieses Credo bereits dreizehn Jahre vor "Das glückliche Geheimnis" festgehalten worden, allerdings als Figurenrede. Da sagt die Titelheldin kurz vor Handlungsende zu ihrem Mann: "Alfred, du hast genug Talent, um in einer verständlichen, ungeschraubten Sprache zu schreiben, das ist nicht so leicht, wie es sich anhört, nur die wenigsten bringen es zustande, ich mag es, dass an deinen Sätzen Alltagsdreck klebt." Arno Geiger hat aus seinem glücklichen Geheimnis also nie ein Geheimnis gemacht, schon "Es geht uns gut" erzählte ja von der Räumung eines Hauses und dem daraus resultierenden Anfall von Abfall: "Mit vor Konzentration gespitzten Lippen trägt Philipp einen Bananenkarton mit allerlei Papieren, die er im Zimmer der Großmutter aus der Kommode gefischt hat, zum Altpapiercontainer vorne an der Straße. Er denkt sich, dass er für das Zeug sehr wohl Interesse hätte, wenn es statt von ihm von den Nachbarn weggeworfen würde. Aber so: Pech gehabt." Und zwei Seiten später im Roman steht über Philipp der bezeichnende Satz: "Er fügt hinzu, dass es ihm egal sei, was mit dem Zeug geschehe, mit dem Wurf in den Container gebe er jeglichen Besitzanspruch auf." In "Das glückliche Geheimnis" hat Arno Geiger dann in Vorwegnahme etwaiger Vorwürfe der unrechtmäßigen Aneignung privater Papiere genau diesen Gedanken noch einmal ausformuliert. Sage also tatsächlich niemand, er hätte nicht schon längst über sein glückliches Geheimnis Auskunft gegeben durch den Mund seiner Figuren, die dem Geheimnis ihre Sprache verdanken. Und er selbst tritt ungenannt in "Es geht uns gut auf" – als jener Glückliche, der von Philipps Entrümpelungsfuror profitiert. Aber das hat damals noch niemand bemerkt. Ich erwähnte die Scham, die Arno Geiger verspürt hatte, als er anfangs auf Altpapierbeute ausging. Überwunden war sie spätestens mit dem Erfolg von "Es geht uns gut", und fortan waren alle seine Bücher auch Resultat des Sammelns und



damit Grund, darauf stolz zu sein. Grund aber auch, mich als einen seiner Interpreten zu beschämen. In meiner Rezension zu "Unter der Drachenwand", Geigers 2018 erschienenem und seitdem meistausgezeichnetem Buch, hatte ich mit Blick auf dessen Herausgeberfiktion geschrieben: "Es ist ein großartiges Buch, das Arno Geiger, einen der Erfolg- und wandlungsreichsten deutschsprachigen Schriftsteller des letzten Jahrzehnts, von einer wieder einmal ganz neuen Seite zeigt: diesmal als historischen Chronisten, auf den Spuren von Robert Seethaler, Arno Schmidt oder auch Christoph Ransmayr, dem in "Morbus Kitahara" ein ähnliches Stimmungskunststück geglückt ist. Aber anders als diesen dreien gelingt Geiger mit einem letzten Kapitel aus eigener Perspektive der Geniestreich, das vorherige Geschehen nicht nur zu Ende zu erzählen, sondern dabei die Grenzen zwischen Fiktion und etwaig realer Quellenbasis so subtil zu verwischen, dass man sich nach der Lektüre in dieselbe unsichere Geborgenheit versetzt sieht, von der gerade noch erzählt wurde. War all das, was doch nicht wahr zu sein schien, am Ende tatsächlich wahr?"

Als wir dann anderthalb Jahre später in Brüssel ein öffentliches Gespräch über dieses Buch führten, hatte ich meine eigene Frage vom Vorjahr vergessen und fragte Geiger nun, wie es denn um die vielfach im Buch auftauchenden Dokumente, Briefe, Notizen bestellt sei – er habe doch ersichtlich aus realen Quellen geschöpft. Ich werde Geigers Blick nie vergessen, der von tiefer Enttäuschung kündete, als er mich beschied, dass es sich doch um einen Roman handele und somit bei den "Nachbemerkungen" eben um eine Herausgeberfiktion. Da erst fiel mir ein, dass ich in der Rezension selbst genauso argumentiert hatte, und war tiefbeschämt – eine der einschneidendsten Desillusionierungen meiner Journalistenlaufbahn. Worauf ich allerdings nicht gekommen war: dass Geigers trauriger Blick einen anderen Grund gehabt haben könnte als Enttäuschung über meine Naivität. Nämlich Enttäuschung über drohenden Geheimnisverrat. Stellen Sie sich meine Gefühle vor, als ich zum



Entstehen von "Unter der Drachenwand" in unserem Preisträgerbuch las: "Dieses Projekt okkupierte seit zehn Jahren einen Winkel meines Schreibtischs … Ich hatte während dieser zehn Jahre, über den Daumen geschlagen, etwa zwanzigtausend Briefe aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs gelesen, ein Drittel im Abfall gefunden, ein Drittel vom Flohmarkt, ein Drittel im Internet gekauft." Und das Thema selbst hatte Geiger sogar noch länger verfolgt; schon im 2003/04 geschriebenen "Es geht uns gut", der Keimzelle von allem im späteren Werk, wie man heute sagen muss, erinnert sich der Großvater Richard an ein Wirtshaus namens "Schwarzindien" am Mondsee, in dem seine Tochter Ingrid während des letzten Kriegsjahrs im Rahmen der Kinderlandverschickung untergebracht worden war. Dieses Haus wird anderthalb Jahrzehnte später ein wichtiger Schauplatz im Roman "Unter der Drachenwand" sein, der bei Geiger den Arbeitstitel "Schwarzindien-Projekt" trug, wie wir jetzt erfahren. In "Das glückliche Geheimnis" erzählt der Schriftsteller mehr über das eigene Werk, als die reichhaltige Geiger-Philologie bislang erarbeitet hat. Und bestätigt einiges, was sie sich nicht zu träumen gewagt hätte.

Aber dafür haben wir "Das glückliche Geheimnis" gar nicht ausgezeichnet. Sondern für seine erzählerische Kraft und die ihr innewohnende Wahrhaftigkeit. Die nicht zu verwechseln ist mit biographischer Wahrheit, wie Geiger ja auch selbst betont: "Mir ist klar, ein Buch über mich selbst, das ist schwierig, schwieriger als ein Roman. Ich bringe das Erlebte in eine erzählbare Ordnung und bin gleichzeitig viel zu sehr Künstler, als dass eine Art Chronik entstehen könnte. Ich bemühe mich um Aufrichtigkeit, ja klar. Aber auch Aufrichtigkeit ist eine persönliche Sicht der Dinge und nicht realisierbar, selbst nach den strengsten Richtlinien. Das Erzählte ist nie wahr. Die Herausforderung besteht wohl darin, das Selbsterlebte so zu transformieren, dass mehr herauskommt als "nur" etwas in den eigenen Augen Aufrichtiges. Ein autobiographisches Buch muss so geschrieben sein, dass die



Fähigkeit zum Irrtum ausgeglichen wird durch Vertrauenswürdigkeit auf tieferer Ebene. Man schreibt, obwohl man irrt, im Wissen um die eigene Unvernunft." Diese Betrachtung folgt in "Das glückliche Geheimnis" auf die Schilderung vom Tod des Vaters, der noch gelebt hatte, als 2011 "Der alte König in seinem Exil" erschien, Geigers erstes autobiographisches Buch, mit dem er den Verkaufserfolg von "Es geht uns gut" wiederholt hatte. Alle Bücher von Geiger, fiktive und autobiographische, sind miteinander verbunden nicht nur über das ihnen gemeinsame Material – "mein eigenes Leben, Aspekte der Familiengeschichte, Aspekte aus Funden, die ich im Altpapier gemacht hatte", wie sie in "Das glückliche Geheimnis" aufgelistet werden –, sondern auch über stilistische Elemente. Nicht solche der Stilisierung – "jede Stilisierung ist Lüge", heißt es vielmehr apodiktisch über Schriftsteller, die die Fähigkeit verloren haben, "zwischen dem im guten Sinn Natürlichen und dem im schlechten Sinn Künstlichen zu unterscheiden". Sondern einer Stilistik, die eben natürlich daherkommt, als jene erwähnte Kunst des Ungekünstelten, "selbst erlebt, selbst entdeckt, etwas, das sonst niemandem gehört, das Eigene, die eigene Elendstiefe", so noch einmal aus "Das glückliche Geheimnis". Oder aus einer Nachricht Arno Geigers an mich kurz nach Erscheinen dieses Buchs, als wir uns zu einem Gespräch darüber verabredeten: "Mir schwant gerade, man kann ein Leben lang über sein Leben schreiben – und natürlich auch reden. Und da jeder Mensch, wie es im Text heißt, Stellvertreter oder Stellvertreterin aller anderen ist, redet man letztlich, bei Einbeziehung dieser Stellvertreterschaft, über das Leben selbst." Ob als autobiographisches Ich oder als Romanfigur, das ist dabei egal. So spricht denn auch schon Philipp Erlach in "Es geht uns gut" jenen Satz aus, mit dem Arno Geiger selbst sechs Jahre später sein Vaterbuch "Der alte König in seinem Exil" beschließen sollte: "Wer lange genug wartet, kann König werden."

Wir krönen heute Arno Geiger mit dem Rheingau-Literaturpreis für "Das glückliche Geheimnis". Und wer jetzt noch nicht Grund genug für diese



Auszeichnung sieht, dem sei gesagt, dass dieses Buch, das der Autor seiner Frau Katrin gewidmet hat, auch eine der schönsten Liebesgeschichten der deutschen Gegenwartsliteratur erzählt. Nicht notwendig eine wahre, wie wir jetzt wissen, aber eine wahrhaftige insofern, als dass sie selbst Literatur geworden ist, und das auch schon lange vor diesem Buch, etwa in "Der alte König in seinem Exil", in dem eine der unvergesslichen geigerschen Naturschilderungen zu finden ist, die dort so lautet: "Der Spätsommer ist mir die liebste Zeit, wenn die großen Bäume mit den rotbackigen Äpfeln und gelben Birnen in der abgemähten Wiese stehen. Und immer weht ein Wind, und die Bäume knarren manchmal wie Fregatten." Das sind, wie wir heute nach Lektüre des jüngsten Geiger-Buchs wissen, Sätze, mit denen er seine künftige Frau bei der ersten Begegnung bezaubert hatte: "K. sagt, was ihr an dem Abend, als wir uns kennengelernt haben, besonders gefallen habe, sei, dass ich von den blühenden Bäumen im Obstgarten des Großelternhauses erzählt hätte. Die Birnbäume stehen in einem blendenden Weiß, sie seien groß wie Fregatten und würden auch so knarren, wenn der Wind geht. Das habe ihr gefallen, zu Beginn unseres Gesprächs auf einer Party vor mehr als zwanzig Jahren." Spätsommer oder Hochfrühling, Früchte oder Blüten – einerlei bei einem Sprachzauberer wie Arno Geiger. Denn das sind seine eigenen Worte, in einer Natürlichkeit, die nicht erbeutet ist im Container, sondern erworben in der Beobachtung. Da bleibt zumindest mir nur noch unartikulierte Begeisterung in drei Vokalfärbungen: Ohhhh, ahhhh, uhhhh!